

**KATJA SCHRÖCK, BRUNO KLEIN, STEFAN BÜRGER (Hg.), Kirche als Baustelle.
Große Sakralbauten des Mittelalters, Köln/Weimar/Wien Böhlau 2013,
428 S., ISBN 978-3-412-20976-6, 54,90 €.**

Die Kirche als Baustelle war im Mittelalter der Normalfall, der vollendete Großbau die Ausnahme. Zahlreiche zeitgenössische Illustrationen geben eine Vorstellung vom mittelalterlichen Baubetrieb – oder auch nicht. Denn die realienkundlichen Quellen zu Werkzeugen oder Arbeitsprozessen auf einer mittelalterlichen Baustelle sind meist eingebunden in einen größeren Sinnzusammenhang, nach Peter Bell bilden sie gar „das gesamte Dispositiv des Bauens insgesamt ab“ (S. 364) mit Stereotypen wie dem tölpelhaften Bauarbeiter und dem mächtigen Bauherrn, oder imaginäre Baustellen wie dem Turmbau zu Babel. Mimetische Präzision steht hier im Dienst eines übergeordneten Bildsinns.

Einen deutlich weiter gefassten Begriff von der Kirche als Baustelle umriss eine internationale Tagung des Sonderforschungsbereichs „Transzendenz und Gemeinsinn“ der Technischen Universität Dresden im November 2011. Geleitet von Bruno Klein, Katja Schröck und Stefan Bürger erweiterte diese Tagung gerade durch die Fokussierung auf die Großbauten des Mittelalters deutlich den Horizont über die einzelnen Arbeitsprozesse hinaus. Die Beiträge erschienen dann 2013 ausgezeichnet redigiert und mit Orts- und Personenregister ergänzt im Böhlau Verlag. Die neue Qualität in der Konzentration auf Großbaustellen erhellt das Beispiel des Kölner Domes, dessen zahlreiche Nachfolge schon Maria Geimer 1937 auf die in Köln gefundenen Perfektion der systematischen Abstimmung aller Bauteile aufeinander und dem daraus resultierenden Formenapparat zurückführte – und aus der Funktion der Kölner Bauhütte als Ausbildungsstätte erklärte.¹ Straßburg und Köln bleiben bis ins späte Mittelalter die führenden und wirkungsmächtigsten Ausbildungsstätten in Deutschland und zwar als Baustelle, nicht im Blick auf ein vollendetes Bauwerk.

¹ MARIA GEIMER, Der Kölner Domchor und die rheinische Hochgotik (Kunstgeschichtliche Forschungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz 1) 1937.

„Bauen bildet – aber was es bildet, ist unplanbar“ (S. 22) resümiert Bruno Klein im einleitenden Beitrag. Indem er die stärkere Ausdifferenzierung des Architektenberufes vom hohen zum späten Mittelalters in den Kontext der erweiterten kommunalen und kirchlichen Interessen und Institutionen stellt, der wachsenden Anzahl der beteiligten Akteure, erkennt er gerade in der Momentaufnahme der großen Baustellen, weniger in den vollendeten Bauwerken, den Ausdruck einer bestimmten gesellschaftlichen Konstellation, „weil sie seismografisch genau der je aktuellen Situation entsprachen“ (S. 16). Akribisch zeichnet dies Stefan Bürger in seiner Baugeschichte der St. Annenkirche zu Annaberg nach, er selbst spricht von „Baustellengeschichte“ (S. 23). In nur zwanzig Jahren wurde diese Stadtpfarrkirche unter dem fürstlichen Patronat und unter wachsender Beteiligung privater Stifter und Bruderschaften 1499–1519 hochgeführt. Im Grundriss stehen ein für die Sakraltopografie des Landes ungewöhnliche dreiapsidial geschlossener Chor mit radialen Strebepfeilern dem späteren Langhaus mit eingezogenen Strebepfeilern und Einsatzkapellen gegenüber, im Aufriss umziehen Emporen den Raum, der damit nach Bürger einer höfischen Schlosskirche ähnele (S. 40). Sukzessive werden im Bauverlauf einzelne Räume unmittelbar nach ihrer Fertigstellung ausgestattet, treten neu sich etablierende Akteure der Stadt mit ihren Stiftungen in den Vordergrund, können vermeintliche Planwechsel wie die Einziehung der inneren Wandpfeiler mit jeweils neuen Werkmeisternamen verbunden werden, hier der Werkmeister Peter Ulrich von Pirna als Nachfolger des 1507 verstorbenen Konrad Pflüger. Im Ergebnis erscheint die Annenkirche als ein einheitlicher Wurf, erst die Baustellengeschichte erhellt die unterschiedlichen Bauetappen mit je eigenen Konstellationen und Akteuren.

Ungleich komplexer die Baustelle der neuen Peterskirche in Rom, deren Organisation Jens Niebaum zum Ausgang einer vergleichenden Betrachtung mit Florenz nimmt, um die spätere außergewöhnliche Stellung Michelangelos hervorzuheben: dort die Festlegung auf ein einmal ausgearbeitetes Projekt der Opera del Duomo, hier der neuzeitliche Gedanke, den potentiell wandelbaren Willen eines Künstlers zum rechtsverbindlichen Maßstab für den Weiterbau zu erklären. Die unterschiedliche Arbeitsweise zweier Architekten und ihre konsequent durchgebildeten Anschlussstellen an ein und demselben Bauwerk nimmt Katja Schröck in den Blick am Beispiel der asymmetrischen Strebepfeilerdurchbildung an der Südseite des Prager Doms an der Grenze zum Chorpolygon. Nicht die Händescheidung zwischen Matthias von Arras

und Peter Parler als solche interessiert, sondern das „wie“ des Anschlusses. Und wie nebenbei erfährt man aufschlussreiche werktechnische Details, so etwa das Ansetzen von Blendmasswerk mit Dübeln auf den glatten Quader in den oberen Bereichen des Strebepfeilers mittels eiserner Dübel schon in der Zeit Peter Parlers (S. 219), nicht wie bekannt erst an den Restaurierungen des 19. Jahrhunderts.

Überhaupt enthalten die regional und chronologisch notwendig breit gestreuten Einzelbeiträge eine Fülle wertvoller baumonografischer Einzelinformationen, über die Kathedralen in Paris, Köln, Straßburg, Exeter, Lyon, Siena, Reims und Santiago de Compostela, über die Ordens-, Stadt- und Stiftskirchen in Florenz, Nürnberg, Augsburg, Schwäbisch-Hall und Würzen und schließlich über Bautengruppen im Gebiet Savoyen, über Mendikantenkirchen im Nordwesten Italiens oder in den nördlichen Niederlanden und im spätmittelalterlichen Brabant, wo eine ausgezeichnete Quellenlage einer bisher eher randständigen kunsthistorischen Beachtung der kommunalen Großbauten gegenübersteht und sich mit der Betrachtung diesmal der Kirchen als Baustelle, also Plural, durchaus neue methodische Perspektiven eröffnen.

Der Beitrag von Merlijn Hurx „City Churches in Holland – Combining Ambition with Pragmatic Building Strategies (1350–1550)“ stellt gleich zu Beginn seiner Ausführungen die Ausgangslage der prosperierenden und miteinander konkurrierenden niederländischen Handelsstädte im 14. und 15. Jahrhundert deutlich heraus: so folgen diese gerade nicht dem Vorbild der bischöflichen Hauptkirche des Landes, dem Utrechter Dom, über dessen Baugeschichte und Baurechnungen wir durch die exzellente Arbeit von Wilhelmus-Hermanus Vroom bestens informiert sind.² Aufschlussreich ist insbesondere, dass die Städte nicht nur auf die in Utrecht nach dem Kölner Vorbild umgesetzte aufwendige Durchgliederung des Bauwerks verzichten, sondern auch weitgehend auf deren Fachpersonal, was eine kunsthistorische Erschließung nach dem Modell „Zentrum und Peripherie“ weitgehend ausschließt. Und doch blieben die Ambitionen der Bauherren am höchsten katedralen Leitbild orientiert und wurden auch so rezipiert. Voller Stolz verkündet ein anonymes Autor in der ältesten Beschreibung Amsterdams, dass die Nieuwe Kerk der Stadt sich mit den schönsten Kirchen der Christen-

² WILHELMUS-HERMANUS VROOM, De financiering van de kathedraalbouw in de middeleeuwen in het bijzonder van de dom van Utrecht, 1981.

heit messen könne und nennt als direktes Vorbild der Planfindung die Kathedrale zu Amiens (*naer het patroon ofte model vande hooftkercke van Amiens in Picardie*) (S. 182). Tatsächlich rezipiert das Bauwerk nicht die konkreten Formen der Kathedrale von Amiens, wohl aber den Typus, das Modell der großen französischen Kathedralen, für das die Kathedrale von Amiens hier steht: neben dem Umgangschor und ausladendem Querhaus auch die absoluten Maße, ein Großbau eben. Und man sicherte sich für diese Bauaufgabe die Namen prominenter Werkmeister, so etwa im Jahre 1369 in der Stadt Kampen mit dem Werkmeister Rutger aus Köln, Sohn des Kölner Dombaumeisters Michael, der in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts in den Rechnungsbüchern der Prager Kathedrale an erster Stelle geführt wird (S. 188). Noch während seiner Tätigkeit in Kampen wird Rutger für den Bau der großen Pieterskerk in Leiden verpflichtet. Ein neuer Typus von Werkmeister begegnet hier, dessen prominenten Namen man sich versichert und der an vertraglich genau festgelegten Tagen auf der Baustelle erscheint, um insbesondere die Versetzung der an anderem Ort vorgefertigten Bauteile zu leiten. Im Ergebnis entstehen nach diesem Leitbild auf engstem Raum zahlreiche städtische Großbauten nach flexiblem konstruktivem Aufbau in standardisierten Formen, wie etwa die zweireihigen Kohlblattkapitelle von Rotterdam bis hinauf nach Amsterdam und Alkmaar. Der von der älteren Kunstgeschichte gern als Erklärung unterstellte „nüchterne“ Charakter der Niederländer verkennt diese sehr modern anmutende Bauorganisation, die sich einer auf Innovation der Einzelform verpflichteten methodischen Denkweise unserer Disziplin entzieht. In den Niederlanden führte dieser Wettlauf der prosperierenden Städte häufig dazu, dass noch während der laufenden Bauarbeiten schon die Fundamente für einen noch größeren Neubau angelegt wurden. Nur der vergleichende Blick auf die jeweiligen Baustellen, auf die ‚Präsenz‘ der Baustelle im Diskurs, nicht auf das Ergebnis der abgeschlossenen Kirchenbauten, gibt hier Aufschluss, vergleichbar einem Staffeltwettbewerb ohne Zielfoto. Der vorliegende ausgezeichnete Tagungsband über die Kirche als Baustelle eröffnet und umreißt daher auch methodisch ein neues und sehr vielversprechendes Forschungsfeld.

Prof. Dr. Leonhard Helten
Institut für Kunstgeschichte und Archäologien Europas
Hoher Weg 4
06120 Halle
leonhard.helten@kunstgesch.uni-halle.de